

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

106 (7.5.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Muttertag

Mutter, die du den Säugling trügst,
Mutter, die du ihn sorgsam pflegst,
selber entbehrest, daß der Junge gedeihe,
bungerst, daß er nicht vor Hunger schreie —
heiß, Mutter, heiß, es gibt andere Mütter,
Mütter hinter goldenem Gitter,
die man mit Handkuss und Schenk bedenkst.
Die man als Mütter von Erben verehrt,
denen man „Muttertage“ besetzt.

Mutter, man schenkt dir kein Konfekt,
Mutter, du weißt nicht einmal, wie das schmeckt.
Ein ganzes Leben voll Not und Plage,
ein ganzes Leben lang „Muttertage“
du mußt dich sorgen, du mußt dich mühen,
du weißt manchmal nicht mehr, wie Blumen blühen.
Doch dafür weißt du eines ganz genau:
so wie du sorgst jede Arbeiterfrau
und kämpfst für bessere Zukunftszeit,
bitz und beinen Kindern gewöhnt!

Senta Berner.

Kinder und Mütter

Die Mutter, von der man am meisten gesprochen und geschrieben hat in der letzten Zeit, ist Frau Lindbergh. Wenn man von dem Kummer und der Verzweiflung, die sie im Moment beherrschen, abstrahiert, welche beneidenswerte Schicksal, sich so nach seinem Kinde sehnen zu können, einen ganzen Kontinent, ja ganze fremde Erdteile in Bewegung setzen zu können für ein Baby!

Täglich geben Mütter mit ihren Kindern in den Tod, weil sie kein Brot mehr für sie haben. So lange die kapitalistische Welt besteht, haben Kinder unerschütterliches Recht über ihre Mütter gebracht, sind werdende Mütter ins Wasser gegangen oder haben ihr Leben unter den Händen von Karpfenköpfern gelassen. Daben lebige Mütter ihr Kind fremden Leuten gegeben, um es nie wiederzusehen. Und wurden getötet: es sei das beste so. Nun sagt man oft, die modernen Frauen hätten kein Muttergefühl. Man muß nur mit ihnen sprechen: mit drei, vierundzwanzig Wünschen sie sich alle ein Kind. Aber wie soll man das machen? Man hofft immer noch, daß man mehr Geld verdienen wird, daß man auch einen Mann bekommt zu dem Kind... Und selbst wenn man den schmerzlichen Weg zum Arzt geht, tut man es nicht, weil man kein Kind will, sondern immer nur, weil man es jetzt unmöglich kann, und trübt sich mit dem Gedanken: es wird bestimmt noch! Wenn alles gut vorbereitet ist, wenn es das Kind gut haben wird!

Die Kartothek eines Arztes

Da hat Professor Grotzahn vor seinem Tode die Kartothek eines verstorbenen Kleinstadtarztes herausgegeben, die ihm dieser zur Verfügung gestellt hat, um ein wenig der mahllosen Deutlichkeit der Gesellschaft Abbruch zu tun, die um den Paragraphen 218 besteht. Dieser eine Arzt in einer ländlichen Kleinstadt hat in einem einzigen Jahr in 426 Fällen geholfen, guten Gewissens! Er legt alle Fälle dar. In den kleinen Kinos bezeichnen Plakate: „Schenkt mir das Leben, in Klammern: die Tränen der Ungeborenen“. Embryos weinen nicht, aber Frauen weinen, die nicht Mutter werden dürfen!

Mutterleben in Amerika

Eine amerikanische Zeitung veröffentlichte kürzlich einen Bericht über das Leben einer Textilarbeiterin in New Jersey. Auch hier dauert die Arbeit zehn bis zwölf Stunden in der Nacht. Dann kommt die Frau ermüdet nach Hause, weckt die Kinder, besorgt den Haushalt, versucht zu schlafen, aber die Tage in den engen heißen Straßen der amerikanischen Stadt sind laut. Dann muß wieder Essen gekocht werden.

Man liest oft, wie herrlich in Amerika auch der Haushalt, die Wäsche, das Stöcken von Maschinen besorgt wird. Aber es ist dasselbe wie auch bei uns noch: selber arbeiten ist billiger. Die Löhne sind niedrig. Die Frauen halten das Leben nur aus, weil sie oft arbeitslos sind. Dann hängen sie aus — aber dann haben wieder die Kinder nicht satt zu essen. Es werden viele geboren, fast ebenso viele sterben schnell an der entsetzlichen Krankheit.

Und dann sagen die Unternehmer, wenn um das Verbot der Nachtarbeit für Frauen gekämpft wird: die Frauen wollen ja nachts arbeiten, das ist bequemer für sie! Dann haben sie den Tag, um Mutter zu sein.

Kinderfreunde — Mütterfreunde

Das Proletariat hat sich inzwischen selbst beholfen. Es hat nach der Jugendbewegung die Kinderfreunde und Bewegung geschaffen. Die Mütter kommen des Abends zu Vorträgen zusammen, wo sie gemeinsam besprechen, wie ihre Kinder erzogen werden. Sie geben Sonntags mit hinaus ins Freie, sie werden von den Kindern angeleitet zu einem Leben, das weniger Mühe macht und auch einmal einen Tag Ruhe und Freude bringt. Das sind wahre Muttertage, die die Kinder begehren! Wir brauchen die Plakate der tüchtigen Geschäftleute: „Schenkt deutsche Blumen zum Muttertag“ nicht. Muttertag, das ist uns ständig ein wichtiges Problem. Erleichterung des Daseins der Mütter, Muttertätigkeit, das ist ein festes Ziel unserer Bewegung. Das Leben stellt uns Tag für Tag diese Aufgaben, wir denen jeden Tag an ihre Lösung, wir brauchen keine festgesetzten „Muttertage“.

Die deutsche Muttersprache

Die Deutsche Akademie in München gibt unter dem Titel „Deutsches Schrifttum“ im Verlage von Ernst Reinhardt in München eine Sammlung neuerer Schriftsteller heraus, die in Probebüchern ein Bild ihrer literarischen Persönlichkeit geben will. Bisher sind die folgenden neun Bände: 1. Gerhart Hauptmann, 2. Thomas Mann, 3. Ricardo Bich, 4. Heinrich Heine, 5. Hans Carossa, 6. Jakob Wassermann, 7. Hermann Stehr, 8. Hermann Hesse, 9. Josef Fontana, erschienen, die zu 50 Pfennig zu beziehen sind. Die nachfolgende Probe ist dem 4. Bande von Heinrich Heine entnommen aus der Lebensgeschichte „Aus jungen Tagen“.

Die große deutsche Dialekt, io nenne ich unsere schöne, tiefe, heilige Muttersprache. Französisch klingt mir ein elegantes Streichorchester, Italienisch hat mehr Gekoch und honores Fleisch. Aber die deutsche Sprache ist Orchesterspiel. Nicht daß sie über feiner als der galische oder velle und melodischer als der römische Mund. Sie hat weniger vom einen, aber mehr von allem, sie ist reicher an Tönen, an Wandlungen, und vor allem an Kompositionsmöglichkeiten. Französisch ist ein edler Fort, Italienisch ein großer, heller, bunter Wald. Aber Deutsch ist keine noch wie ein Urwald, io dicht und abgeimmet voll, io ohne großen Durchgang und doch taubenduftig. Im Wald kann man sich nicht verirren, in der italienischen Waldesalle nicht leicht und gefährlich; aber im Deutsch kann man in vier, fünf Minuten im Dickicht verlaufen. Darum, weil der Weg so schön und sicher ist, suchen die meisten möglichst geradlinig hindurchzuarbeiten, was eigentlich die Natur dieser Sprache ist. Sie will gewiss eine Haupttrichtung, aber ladet durch dunkler Pfad und Wäldchen nach links oder rechts, bald aus ihr heraus, bald wieder in sie hinein.

Nun sollte man meinen, weil das Deutsch viel komplizierter als unsere Nachbarprachen ist, werde es auch mit ebensoviele mehr Fleiß gelehrt und gelernt. Aber darin ist sich leider die ganze Welt einig, daß gerade das Gegenteil geschieht. Die deutsche Sprache war und ist heute noch das Waisenkind der Schule.

Das Geistesleben lehrt sich ein Gelehrter, das Klavier ein Pianist, und lehrte man aus dem Stimmer zu einem ernsthaften Musiker zu machen müßt, um so vollkommenen muß sein Meister sein. Müßt du gar das Instrument beherrschen, io müßt du einen Herrscher am Lehrer haben.

Aber für das mächtigste und schwierigste Instrument, das Orchester der deutschen Sprache, soll das nicht gelten. Ich weiß wohl, in der Elementarschule gibt es wenig Platz für deutschen Klang und Stil. Die Grammatik frisst schier alle Zeit weg. Aber ist es denn unmöglich, dem Primarschüler schon hier das Grammatikalische in guter Form zu geben? Ist es vor allem unmöglich, schon den Schulknaben mit allen Mitteln zu überzeugen, daß er schreibe, was er redet? Welch ein Deutsch gewänne man! Denn das Deutsch, das wir reden, gerade wir Mundartler der Schweiz, ist ein wunderbares, echtes, geundes, tapferes Deutsch. Man höre acht, zehn, zwölf, vierzehnjährigen Kindern zu, ein wie prächtig sitzliches Deutsch sie reden, ein treffendes, plastisches, freies geformtes. Daß es traditionelles Erbe, daß instinktive Anlage, bis die Schulung und Kultur es mehr oder weniger verdirbt. Oh, wenn diese Sprache voll Erderschmelz dem Kinde könnte erhalten, wenn diese Sprache in die Feder, ins Schriftdeutsche könnte überleitet werden, ohne daß ihr Zucker und Salz verloren ginge, wie es oft und einfach würde man schreiben.

Erziehungsgedanken bei Goethe

Die Jugend ist um ihrtwillen hier.
Es wäre töricht, zu verlangen:
Komm, sitze du mit mir!

Habe Geduld mit Kindern und lasse sie nach ihrer Weise aus dem großen Born ihr Teil schöpfen und genießen!

Die Abenteuer eines Weltspiers

Nachdruck verboten! Aus den Papieren eines hohen Aristokraten ausgewählt von Rogers Snowden Tagblattbibliothek, Steyermühlverlag, Wien I, Wollzeile 20

Es war im Frühjahr 1916, als ich, mit allen Instruktionen ausgestattet, meine Nachforschungen begann. Da ich gleichzeitig auch eine andere Affäre, über die ich später sprechen werde, zu verfolgen hatte, so war ich vollauf beschäftigt.

Ich war diesmal entschlossen, meine Untersuchung energisch zu führen und meine Auftragsgeber zufriedenzustellen, denn eine allzu-große Nachsicht für Deutschland hätte mich verurteilt. Auch bin ich der Meinung, daß ich dadurch Deutschland nicht schaden konnte, denn in dem Augenblick, da Lord Northcliffe um die Sache wußte — und dies war ja der Fall bereits vor meiner Mission —, war auch der deutsche Einfluss auf das Blatt lahmgelegt.

Es handelte sich um das beinahe in einer Million Exemplare hergestellte Boulevardblatt Le Journal, einen gefährlichen Konkurrenten des Matin. Das Blatt hatte früher den Bankiers Letellier gehört. Es war seit einigen Jahren veräußert, und im Jahre 1915 wurde dieser Verkauf auch vollzogen. Darüber war beinahe nichts in die Öffentlichkeit gelangt. Ich sah sofort, daß es mir schwer sein würde, in diese Verhandlungen Einblick zu erhalten. Aber ich erinnerte mich auch des Parlamentarier K., den ich im Quartier des deutschen Kronprinzen erblickt hatte. Es widerstrebe mir allerdings, eine Pression auf ihn auszuüben, aber in einem solchen Falle muß man sich aller Mittel bedienen, um zum Ziel zu kommen, und meine Zeit war kostbar.

K. befand sich damals gerade in Paris. Ich ließ mich als Capitain Walton bei ihm melden, mit allen erforderlichen Beglaubigungsschreiben der englischen Botschaft ausgestattet. Er empfing mich etwas misstrauisch, bei aller anscheinenden Höflichkeit. Ich erklärte ihm ohne Umfänge den Zweck meines Besuches.

„Der Verkauf des Journal scheint zu allerlei Mäandern Anlaß gegeben zu haben“, sagte ich. „Lord Northcliffe hat mich beauftragt, Licht in die Sache zu bringen. Ich dachte, daß Sie mir dabei helfen könnten.“

„Wie kommen Sie gerade auf mich?“ fragte er etwas unwillig. „Weil ich Sie für einen Pazifisten halte“, erwiderte ich, „und ein Pazifist weiß mehr als die Chauvinisten!“

Ich hatte dies ziemlich scharf gesagt, und K. verfärbte sich. „Ich will Ihrer Erinnerung ein wenig zu Hilfe kommen“, fuhr ich fort. „Haben Sie einen Bruder, der Ihnen ganz ähnlich sieht?“

„Ich habe keinen Bruder... und ich verstehe diese Frage absolut nicht!“ sagte er nervös.

„Nun... da ist es merkwürdig... wirklich merkwürdig, daß ich Ihren Doppelgänger vor einem Jahre an einem Orte sah, der für einen Franzosen zumindest schlecht gewählt war.“

Er sah mich schweigend an. „Schlecht gewählt... und sehr gefährlich! Es könnte dem Doppelgänger das Leben kosten... Sie verstehen noch immer nicht? Nun, nehmen wir an, daß dieser Doppelgänger eine Reise ins neutrale Holland macht... Von Holland nach Belgien ist nicht weit... und wenn man Glück hat, so kann man noch weiter kommen... bis in das Quartier des deutschen Kronprinzen!“

Er war so jäh aufgesprungen, daß der Stuhl umfiel. „Mein Herr“, stotterte er, „ich... ich kann mir nicht denken.“

„Keine Dummeheiten, Monsieur K.“, sagte ich ruhig. „Es kann Ihnen ans Leben gehen, aber daran liegt mir nichts. Ich will Ihnen keinen Schaden zufügen, aber wenn ich schweigen soll, so müssen Sie mir bei dieser Untersuchung helfen, so gut Sie es vermögen... Und ich bin überzeugt, daß Sie ausgezeichnet informiert sind.“

Er neigte sich den Schweiß von der Stirn. „Ich weiß gar nicht, worauf Sie anspielen“, stotterte er. „Sie haben sich sicherlich getäuscht, oder ich habe in der Tat einen Doppelgänger.“

„Jawohl... einen Doppelgänger, der in Paris für einen Friedensschluß arbeitet“, ergänzte ich ungerührt. Sein Widerstand war gebrochen.

„Versagen Sie über mich“, sagte er stotternd, „aber geben Sie mir zuerst Ihr Wort, daß mein Name in dieser Sache nicht genannt wird.“

„Sie können ruhig sein, kein Mensch wird etwas erfahren.“ Monsieur K. holte ein Altknablen aus seinem Schreibtisch und erklärte mir:

„Das Journal sollte im Juli 1916 an eine Gruppe verkauft werden, die aus Finanzleuten, Kriegslieferanten und Besitzern von Waffenfabriken bestand. Unter den Geldgebern figurierte auch die Familie Lenoir. Dieser Kauf kam nicht zustande, weil der Senator Humbert auf die Feder Letellier einwirkte.“

„Warum gerade Humbert?“

„Ich denke mir, weil er mit amerikanischen Firmen, vor allem mit dem Stahlkönig Schwab, in Verbindung steht und diesem die Bestellungen an Kriegsmaterial, für die er im Journal eine riesige Propaganda macht, zuwenden möchte. Alphonse Lenoir besaß gegen dreißig Millionen, er leitete das mächtigste Annoncenbureau Frankreichs. Sein Adokat Desouches bildete eine Gruppe, die 1278 Aktien des Journal mit dem Gelde Lenoirs aufkaufte, dadurch die Mehrheit erzielte und den Senator Humbert zum Direktor des Blattes ernannte. Einen Monat später starb Alphonse Lenoir. Sein Testamentvollstrecker Bougarel kaufte noch 722 Aktien, so daß die Gruppe Lenoir alle Aktien in Händen hatte.“

„Gut... Diese Umstände sind auch Lord Northcliffe bekannt. Was geschah nun weiter?“

„Alphonse Lenoir hinterließ einen Sohn namens Alfred, einen Lebemann, der eine etwas unbestimmte Stellung im Journal inne hatte. Seine Hauptarbeit scheint zu sein, Humbert zu verdrängen. Humbert wehrt sich dagegen aus allen Kräften. Er hat heimlich Nachforschungen angestellt und hat erfahren, daß die Aktien nicht mit dem Gelde Lenoirs gekauft wurden, sondern daß sich fremde und sehr starke Einflüsse geltend machten. Er schlug deshalb Lenoir und erzwang, daß ihm Lenoir und Desouches 1100 Aktien veräußerten, wodurch er unumschränkter Herr über das Blatt wurde.“

„Was kosteten diese 1100 Aktien?“

„Fünfeinhundert Millionen Franken!“

„Humbert so reich?“

„Das weiß ich nicht... Und etwas jögern setzte Monsieur K. hinzu: „Es ist ja nicht notwendig, daß er diese Millionen aus seinem eigenen Tasche bezahle. Man hat ihm vielleicht das Geld von anderer Seite vorgestreckt.“

Er überlegte eine Weile, dann sagte er noch hinzu: „Für jetzt kann ich nicht mehr sagen. Aber ich kann Sie bitten, in einem Salon vorstellen, wo Sie einige der Hauptakteure dieses Geschäftes sehen werden.“

Ich nahm den Vorschlag an und fand mich an demselben Abend in einem kleinen Privatpalais des eleganten Quartiers de l'Europe ein. Ich erschien als englischer Offizier, was kein Aufsehen erregte. Nach französischem Brauch rief der Major domus unsere Namen mit schallender Stimme, während er die Tür des Salons aufschloß. Die zahlreiche Gesellschaft kummerte sich aber nicht um uns, weil das Gespräch sehr lebhaft war. Ich sah einen sehr eleganten Herrn von südlichem Typus auf uns zukommen. Es war der Senator herr, Belo-Pajcha. Er begrüßte mich herzlich und stellte mich seiner Gemahlin vor, einer sehr schönen Frau. Da es in Paris nicht Sitte ist, die einzelnen Gäste einander vorzustellen, so wußte ich anfänglich nicht, wofür ich es zu tun hatte. Es waren einige höhere Offiziere anwesend, dann und wann hörte ich Benennungen.

„Monsieur le Depute“, Monsieur le Sénateur“, so daß ich mir sagte, daß die Gäste den besten Kreisen angehörten. Ich bemerkte auch einen Monsieur, einen sehr würdig und dabei elegant aussehenden Abbé, der entzückt plauderte. Es war Monsieur de Belo, der Bruder des Hausherrn, ein in Paris sehr angesehener und bei mondäner Krongelredner.

Als ich mit Monsieur K. gegen Mitternacht die Champs-Élysées hinabschritt, gab er mir einige Aufschlüsse.

„Sie haben den Hausherrn gut beobachtet, hoffe ich in der Partie ein Mann von ungleichbarem Geschick, sehr angehen in der Pariser vornehmen Gesellschaft, er wurde von Poincaré empfangen, alle Minister und bedeutenden Politiker, Generale und Generäle, alle an seinem Tische, mit einem Wort, er ist der unentbehrliche Beistand Humberts!“

(Fortsetzung folgt)